



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Kirche und Staat in Frankreich. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

keine zweite deutsche Kolonie erschienen ist. Von einer Anzahl Druckfehler, die u. a. brasilianische Worte in irriger Schreibweise wiedergeben, will ich nur nebenher sprechen. Nicht unerwähnt aber darf bleiben, daß er nach dem Beispiel mancher Vorgänger auch über Dinge und Personen aburteilt, die er offenbar nicht genau kennen gelernt hat. Es ist ein Leidwesen der deutschen Publikationen über Brasilien, daß sich die Verfasser der Verantwortlichkeit nicht bewußt zu sein scheinen, die sie nicht nur dem Publikum im allgemeinen, sondern insbesondre dem brasilianischen Deutschtum gegenüber auf sich zu nehmen haben. Wenn das brasilianische Volk in solchen Schriften in beleidigender Form beurteilt, wenn ihm sogar die nationale Existenzberechtigung abgesprochen wird, so sind die Autoren in erklärtem Widerspruche zu den Ansichten des in Brasilien lebenden Deutschtums, das am Ende ein richtigeres Urteil in der Sache hat, weil es die Luso-Brasilianer und ihre guten wie schlechten Eigenschaften besser kennt. Es ist mit solchen Veröffentlichungen schon schweres Unheil angerichtet worden. Die Nativisten haben um deswillen das ganze Deutschtum verdächtigt und angefeindet. Und es ist klar — wenn zwei Nationalitäten in einem Lande friedlich nebeneinander haufen sollen, so müssen sie sich gegenseitig mit Achtung begegnen und dürfen einander die Rücksicht und Höflichkeit nicht versagen, ohne die ein einträchtiges Zusammenleben nun einmal nicht denkbar ist.

Nur zwei Möglichkeiten sind gegeben, entweder man fördert die deutsche Auswanderung nach Südbrazilien, und dann muß man eine den Verhältnissen entsprechende Politik beobachten und auf gute Harmonie mit den Luso-Brasilianern, den Herren des Landes, hinarbeiten; oder man läßt es bleiben, auf Ablenkung der deutschen Auswanderung nach dem Süden Südamerikas das Augenmerk hinzurichten. Aber auch in diesem Falle wäre es tadelnswert, Ansichten und Ideen zu äußern, die Empörung hervorrufen und eine Wirkung zeitigen, die einer Aufhebung der Eingebornen gegen unsre dort eingewanderten deutschen Stammesgenossen gleichkommt.

Carl Bolle



Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

1



a belle France ist mit einem gewaltigen Satz — hopp, hopp, Mariannchen — aus dem Weihrauchnebel katholischer Bigotterie in die klare, kalte Luft eines kirchenlosen Nationalismus hinausgesprungen. Wie sich die Dinge auch weiter entwickeln mögen, sie werden sich in jedem Falle zu einem belehrenden Experiment gestalten, für das die Christenheit der Bühnen dankbar sein darf. Anstatt über die in Betracht kommenden Möglichkeiten, zu denen wir in Erinnerung

an die Vergangenheit auch eine Reaktion rechnen müssen, Vermutungen anzustellen, wollen wir lieber aus der französischen Kirchengeschichte einige Einsichten in die bewegliche französische Volksseele und ihre religiösen Erregungen und Wandlungen zu gewinnen suchen mit Hilfe eines sehr gediegnes Buches. G. Desdèvises du Désert, aus dessen Studien über Spanien die Grenzboten einiges mitgeteilt haben, veröffentlicht *L'Eglise et l'Etat en France*. Tome premier. (Paris, Société Française d'imprimerie et de librairie, rue de Cluny 15, 1907.) Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit vom Edikt von Nantes bis zum Konkordat. Eine einleitende religionsgeschichtliche Übersicht, gegen die sich manches einwenden ließe, schließt der Verfasser mit einer Kennzeichnung seiner Stellung. Er fühle tiefe Ehrfurcht vor der religiösen Idee, betrachte den Katholizismus als eine der edelsten Formen, aber nicht als die einzige achtungswerte Form dieser Idee, schätze die Toleranz und die Charitas höher als die Dogmen, sei entschiedener Gegner jeder Tyrannei, möge diese von der Kirche oder vom Staat ausgeübt werden, glaube mit Sieyès, daß der Mann, der andern die Gerechtigkeit verweigert, den Namen eines Freien nicht verdient, und will „diese große Geschichte“ mit all der ehrlichen Gesinnung und Unparteilichkeit schreiben, deren er fähig ist.

Das Edikt vom 13. April 1598 nennt er den schönsten Ruhmestitel Heinrichs des Vierten, denn damit sei zum erstenmale von einem katholischen Staat (überhaupt von einem christlichen Staat!) einem abweichenden Bekenntnis die Kultursfreiheit eingeräumt worden. Freilich sei dieser große Fortschritt nicht ein Ausfluß der Gesinnung oder der Philosophie, sondern das Ergebnis politischer Erwägungen gewesen. Die Gesinnung der Parteien blieb dieselbe. Die Katholiken rasten. Paris war so fanatisch, daß Heinrich den sich bei Hofe aufhaltenden Herren ihren Gottesdienst nur im eignen Logis bei geschlossenen Türen zu gestatten wagte; erst fünf Meilen von der Hauptstadt war der öffentliche Kult erlaubt. Die Parlamente verweigerten die Registrierung und verstanden sich, eins nach dem andern, erst nach und nach dazu; Rouen zögerte bis 1609. Die Hugenotten andererseits waren mit den ihnen gemachten Zugeständnissen, die sie beinahe zu einem Staat im Staate erhoben, keineswegs zufrieden, erweiterten sie eigenmächtig und fuhren fort, die Gegner mit Streitschriften zu reizen. Daß ihnen hundert feste Plätze eingeräumt wurden, deren Garnisonen der König besoldete, war nach Desdèvises geradezu eine Gefahr für den Staat, da ihrer Partei 3500 Edelleute angehörten, die 25000 Soldaten stellen konnten, während das stehende Heer des Königs in Friedenszeit nur 10000 Mann zählte. Heinrich hat denn auch selbst in diesem Punkte nicht völlig Wort gehalten; er ließ die Mauern mehrerer dieser Plätze verfallen und zahlte statt der versprochenen 160000 Taler Gold nur 50000. Solange Heinrich lebte, vermochte seine Energie und seine Klugheit gefährliche Ausbrüche der von ihm gefesselten, nicht gebändigten Leidenschaften niederzuhalten. Aber nach seinem Tode genügte die Nachricht von der Verlobung des jungen

Königs mit der spanischen Anna, die Hugenotten durch die Besorgnis vor der Inquisition zu offener Empörung zu entflammen, und als dann Richelieu die Zügel ergriffen hatte, nahm er zur Richtschnur des Handelns seine Überzeugung, daß, solange die Hugenotten die ihnen eingeräumte Machtstellung behaupteten, der König weder im Innern Herr sein noch an ein ruhmvolles auswärtiges Unternehmen denken könne. Die übrigen Punkte des Vertrags hat er loyal beobachtet. Nach der Einnahme von La Rochelle hielt er an die versammelten protestantischen Pastoren eine Ansprache, in der er versicherte, jetzt, nachdem sie sich unterworfen hätten, werde ihnen der König beweisen, daß er zwischen ihnen und seinen katholischen Untertanen keinen Unterschied mache; er selbst, der Kardinal, werde sich glücklich schätzen, wenn er Gelegenheit finde, ihnen zu nützen; wie er aus pflichtgemäßer Nächstenliebe ihr Seelenheil wünsche, so sei sein Streben auch auf ihre zeitliche Erhaltung gerichtet. Desdèvises preist Richelieu als einen Mann von reinem Charakter und als den größten Staatsmann, den Frankreich besessen habe; ihm verdanke es seine Größe; er meint, dieser eine Mann und seine Hugenottenpolitik beweise schon zur Genüge, daß die Historiker irren, die dem protestantischen Geiste unbedingte Überlegenheit über den katholischen zuschrieben.

Das Endergebnis der Religionskriege war nach Desdèvises: Frankreich ist damals in der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung katholisch gewesen und wollte katholisch bleiben. Es war, meint er, gewiß nicht die damalige Gestalt der katholischen Kirche Frankreichs, was diesen Willen erzeugte; diese Kirche befand sich in einem solchen Zustande der Zerrüttung, daß sie niemand imponieren und kaum irgendwelche Anziehungskraft ausüben konnte. Nur noch durch die Erinnerung an das, was sie früher einmal gewesen war, hatte sie Macht über die Gemüter. Aber unter Ludwig dem Dreizehnten haben die Franzosen begonnen, ihre verfallne Kirche wiederherzustellen, „sie haben auf dieses Unternehmen mehr Geist, Kraft und Tugend verwandt, als sie in den vierzig Jahren des Bürgerkrieges verschwendet hatten, und haben damit eines der schönsten Blätter ihrer Geschichte gefüllt. Und wenn dieses Blatt auch, gleich jedem Menschenwerk, Mängel aufweist, so gibt es doch, alles in allem genommen, kein andres, das unsrer Nation in höherm Grade zur Ehre gereichte.“ Die Mängel wurden, wie an mehreren Stellen gezeigt wird, hauptsächlich vom Staate verschuldet und dadurch verursacht, daß der Hof die einträglichen Benefizien an seine Günstlinge verlieh und duzendweise auf einzelne Personen kumulierte. Die kirchliche Restauration aber umfaßte außer dem Bereich der Religion im engern Sinne den der Intelligenz und den der Charitas. Die Leistungen auf dem zuletzt genannten Gebiete sind die schönsten und ruhmvollsten gewesen. Eine Armee war, nach Desdèvises, darin tätig. Er charakterisiert nur die berühmtesten der Anführer: den Bischof Franz von Sales, seine Gehilfin, die Baronin Chantal, die unter anderm einen mit Eiterbeulen bedeckten Bettler in ihr Haus aufnahm, reinigte und bis zum Tode pflegte,

der so stank, daß ihre Diener, wenn sie sie einmal zur Hilfeleistung heranzog, nur mit zugehaltener Nase das Krankenzimmer betreten mochten, und vor allem den Stifter des Ordens (es sollte seinem Willen nach kein Klosterorden, sondern eine freie Vereinigung sein) der Barmherzigen Schwestern, Vincenz de Paula. Deswegen hebt den Gegensatz dieses Mannes gegen die Intellektualisten unter den großen Geistlichen des siebzehnten Jahrhunderts hervor. Seine Predigten und Ansprachen waren keine rhetorischen Kunstwerke, sondern schlichte Ergüsse eines einfältigen, liebenden Herzens. An einen seiner Schüler schreibt er: „Man sagt mir, daß Sie sich beim Predigen bis zur Gefährdung der Gesundheit anstrengen. Mäßigen Sie doch um Gottes willen Ihre Stimme und Ihre Affekte! Der Heiland segnet gerade die Reden mit Erfolg, die man im Ton einer gewöhnlichen Unterhaltung hält, weil er selbst so zum Volke zu reden pflegte. Dem Volke gefällt die natürliche und gewöhnliche Art zu sprechen besser als ein künstlicher, affektierter und pathetischer Vortrag, und es zieht größern Nutzen daraus. Sogar die Schauspieler haben, wie mir jüngst einer von ihnen erzählte, das erkannt und deklamieren nun nicht mehr ihre Verse mit erhobener Stimme, sondern sprechen in mäßig starkem Ton und wie in einer gemüthlichen Unterhaltung.“ Und während den gelehrten Theologen Eigensinn, Selbstgefälligkeit und Streitsucht gewöhnlich zum Fanatiker machen, blieb Vincenz durch seine Auffassung des geistlichen Berufs vor dieser Verirrung bewahrt. „Die Charitas, schreibt der Verfasser, bedarf keiner Gelehrsamkeit und erfordert statt deren ein einfältiges Gemüt. Das Mitleid setzt ein wenig Liebe zum irdischen Leben voraus, ein wenig Hoffnung auf Besserung des Gesellschaftszustandes, ein wenig Glauben an den Fortschritt. Wenn alles auf dieser Erde schlecht ist und schief geht, dann kann man nur jedermann den Rat geben, sie sobald wie möglich zu verlassen, und sie durch Charitas verschönern wollen, ist eigentlich widersinnig. Diese erscheint dagegen als ein wesentliches Element des religiösen Lebens, wenn man durch Besserung der irdischen Zustände dem durch Elend Vertierten die Möglichkeit eröffnet, an die Güte der Menschen zu glauben und in dieser die Güte Gottes zu ahnen.“ Bossuet, ein Haupt der Intellektualisten, habe den barmherzigen Heiligen gründlich mißverstanden und ihn in einem Essay, den er ihm gewidmet, vielmehr herabgesetzt als geehrt, indem er ihn hauptsächlich als Asketen und beinahe als Fanatiker darstelle. Das sei nun Vincenz nicht gewesen. Seine Askese bestand in den Mühen und Entbehrungen, denen sich zu unterziehen die Charitas ihn bewog; dabei bewahrte er sich die Heiterkeit des echten Franzosen. Er war weder abergläubisch noch bigott. Als einmal seine Gehilfin (bei der Stiftung der Krankenschwestern sein ausführendes Organ), Frau Vegras, 33 Andachten zu Ehren der 33 Lebensjahre Jesu abhalten wollte, sagte er ihr, sie möge einige Andachten weniger verrichten und dafür einige Portionen Fleischbrühe mehr austeilen. Frau Vegras möchte die Schwestern gern in ein Kloster einsperren; Vincenz setzt es durch, daß sie in der Welt

bleiben; ihm erscheint die Flucht ins Kloster beinahe wie die Desertion des Soldaten vom Schlachtfelde hinter Festungsmauern. Wenn ihm Nonnen klagen, daß in ihrem Keller der Teufel rumore, erwidert er, es werde wohl nur ein Schelm sein, der sie mit einem schlechten Späße erschrecken wolle. An Glaubenssätzen hat er freilich nie gezweifelt. Ununterbrochne Tätigkeit ließ ihm zum Grübeln und darum auch zum Zweifeln keine Zeit. Er hat das Bewußtsein, der Menschheit zu nützen; dieses Bewußtsein befriedigt ihn und gewährt ihm die Gewißheit, daß er auch in Glaubenssachen auf dem rechten Wege ist. Mit der Prüfung einzelner Glaubenssätze gibt er sich nicht ab. Die ist Sache Roms; dessen Entscheidungen nimmt er im voraus an, mögen sie ausfallen, wie sie wollen. Er hat andres zu tun. Und dessen war wahrhaftig nicht wenig. Er leistete Übermenschliches, aber viel fehlte, daß er damit das Elend überwunden hätte, ein Elend, von dem wir heutigen Deutschen unglücklicherweise kaum eine Vorstellung machen können. Die Bürgerkriege, der durch die Bedürfnisse des Staats, des Hofes hervorgerufene, durch ungerechte Verteilung, unzweckmäßige Erhebung und Unredlichkeit der Beamten und Steuerpächter erhöhte Steuerdruck hielten die Masse in der Armut zurück und erzeugten periodische Hungersnöte. In Paris kam noch die Sittenlosigkeit hinzu, und hier waren denn die Kinderaussetzungen an der Tagesordnung. Zu Hunderten fielen die Säuglinge den Hunden und Schweinen der Straße zur Beute. Auch für medizinische Zwecke und zur Zauberei wurden sie verwandt; man kaufte sie — zwanzig Sous das Stück. Vincenz ließ durch seine Damen 600 solcher Würmchen auffammeln und gründete ein Hospital für sie.

Was die Pflege der Intelligenz betrifft, so sind die Verdienste der Mauriner, der Oratorianer und einzelner Gelehrter geistlichen Standes um die Sammlung und Veröffentlichung historischer Quellen in Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts bekannt. Desweises hat eine lange Reihe von Namen der Autoren und ihrer Werke aufzuzählen. Er bemerkt: „Nicht alle diese Männer erfreuten sich in gleichem Maße der Gabe historischer Kritik, aber alle waren wunderbar fleißige und gewissenhafte Arbeiter und vom besten Willen befeelt.“ Ebenso bekannt oder vielmehr weit bekannter ist, daß die Regierung Ludwigs des Vierzehnten das goldne Zeitalter der schönen Literatur der Franzosen genannt wird, und die formelle Bildung, die sich darin offenbart, ist nicht weniger eine Frucht der geistlichen Schulen gewesen wie die Verstandesschärfe und Denkkraft, mit der die „Philosophen“ des achtzehnten Jahrhunderts die von Cartesius, Leibniz und den Engländern begründete moderne Philosophie sowie die Mathematik und die Naturwissenschaften fortgebildet haben. Es gab ja nicht viel weltliche Schulen, und unter den geistlichen waren die der Jesuiten allgemein als die besten anerkannt. Ihre berühmteste war das Kolleg Louis-le-Grand in Paris. Man darf, meint unser Franzose, die Güte des Unterrichts nicht nach dem Verzeichnis der Unterrichtsgegenstände beurteilen; nicht auf das „Programm“ kommt es an, sondern auf die Tüchtigkeit der Lehrer

und auf ihre Art, zu unterrichten. „Die begabteren Schüler verließen Louis-le-Grand mit klaren Begriffen von sehr vielen Dingen; sie hatten sich die Gewohnheit, nachzudenken, angeeignet sowie die Kunst, ihre Ideen zu ordnen, und den Geschmack an Korrektheit und Deutlichkeit (netteté). Sie waren gewandt im eleganten Ausdruck und trugen in ihrem Kopfe alles, was einen jungen Mann befähigt, seine Bildung selbst zu vervollständigen und in der Gesellschaft eine nützliche Rolle zu spielen. Dieser literarisch-philosophischen Bildung verdankte das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts seinen liberalen und universellen Geist, seinen Ruf der Eleganz und feinen Sitte, seine philanthropische und fortschrittliche Richtung. Macaulay hat gesagt, die Jesuiten hätten den Geist genau bis zu dem Punkte ausgebildet, jenseits dessen seine Emanzipation von der Autorität beginnt. So ist's; und was die Väter selbst nicht tun mochten, das hat Paris für sie getan. Philosophen [in dem damaligen parteipolitischen Sinne des Wortes], ohne es zu wissen, gleich ihrem ganzen Jahrhundert vom Geiste des sozialen Fortschritts erfüllt, bereiteten sie ihre Schüler für die ruhelose und kühne Tätigkeit im öffentlichen Leben vor, die diese erwartete. Man diskutierte, plädierte sehr viel in Louis-le-Grand, und die aufgeworfenen Fragen berührten mitunter die ernstesten sozialen Probleme. Man fragte zum Beispiel: Welche Leidenschaft ist die gefährlichste, Libertinage, Gottlosigkeit oder Spielwut? Welche Erziehungsweise ist die beste für einen jungen Menschen, die private oder die in einer Anstalt? Welchen Wert hat die Lehrlingschaft bei Hofe, das Reisen mit einem Hofmeister? Wie soll der Nachlaß eines Gutsbesizers geteilt werden? Der eine Schüler, selbst ein Erstgeborener, erklärt: das Recht der Erstgeburt abschaffen, heißt nicht bloß den Adel, sondern auch die Familiendisziplin vernichten und den Staat der Dienste berauben, die ihm die durch ihre Armut zu einer nützlichen Tätigkeit gezwungenen Nachgeborenen in der Kirche, in der Armee, in den Kolonien leisten. Ein anderer möchte die Gegensätze versöhnen und schlägt vor, dem Vater die freie Verfügung über den Familienbesitz einzuräumen. Der Professor faßt die Ansichten zusammen und entscheidet dann im Geschmack der Zeit: der Adelsbesitz soll ungleich geteilt werden; der Älteste mag zwei Drittel bekommen, das übrige Drittel unter die Jüngern geteilt werden. In den bürgerlichen Familien dagegen ist die gleiche Teilung am vorteilhaftesten. Denn das Gemeinwohl erfordere, daß die Personen des dritten Standes auf ein mäßiges Vermögen beschränkt bleiben; würden einzelne zu reich, so würden sie aufhören, die für den Staat notwendigen Gewerbe und den Handel zu betreiben, und würden mit den Adlichen im Lebensgenuß wetteifern wollen. Man begnügte sich nicht mit solchen Disputationen. Man spielte Theater, veranstaltete Bälle, ließ die Zöglinge unter der Leitung eines Ballettmeisters tanzen lernen. Die Jansenisten zeterten über solchen Skandal und erinnerten an das Kirchengesetz, nach dem alle Komödianten der Exkommunikation verfallen seien.“

Die religiöse Renaissance im engsten Sinne des Wortes sah weit weniger erfreulich aus als die intellektuelle und die charitative Wirksamkeit der Frommen. Der Jansenismus kann als die achtungswerteste ihrer mannigfaltigen Äußerungen bezeichnet werden, doch Liebe einzulösen ist auch er nicht geeignet. Seine Dogmatik ist die schreckliche Prädestinationslehre Calvins, seine Moral der calvinisch-hugenottische Rigorismus, aber es fehlen ihm die Eigenschaften, die das reformierte Kirchentum zu einer im ganzen wohlthätigen Kraft der Weltgeschichte gemacht haben; es fehlt ihm besonders die Richtung auf energische Tätigkeit in der Welt. Er liebt das Kloster, haßt die ihm dogmatisch verwandte reformierte Religion als „Ketzeri“ noch fanatischer als der Jesuitismus und pflegt mit Vorliebe gerade die bedenklichsten Seiten des katholischen Christentums: Ceremonien, Andächteleien, Mystik, Wundersucht. Desdèvises meint, er sei nur für Seelen von hohem Geistesflug und engem Herzen geeignet gewesen, und in dem erbitterten Kampfe zwischen den beiden Parteien neigt seine Sympathie den Jesuiten zu, obwohl er für deren Fehler nicht blind ist und ihre Verschuldungen gebührend hervorhebt. Er findet es ganz in der Ordnung, daß die jansenistischen Lehren, die übrigens nicht in dem „Augustinus“ des Jansenius stünden, in Rom verurteilt worden seien, und bedauert nur, daß es einer Intrige bedurft habe, die Verurteilung herbeizuführen. Pascal selbst habe „jesuitisch“ gehandelt, indem er es mit seinem Gewissen für vereinbar hielt, den Buchhändler Savarin, der fälschlich der Herausgabe der Provinzialbriefe angeklagt wurde, einsperren zu lassen, während er selbst, gedeckt durch das Pseudonym Louis de Montalte, an diesen Briefen gegen die Jesuiterei ruhig weiter schrieb, die, meint Desdèvises, ihren Erfolg keineswegs einer ehrlichen moralischen Entrüstung, sondern nur der Lust am Skandal verdanken. Und diese viel gescholtne Jesuiterei sei doch nun einmal, von einigen gewagten Spitzfindigkeiten einzelner Kasuisten abgesehen, nichts anderes als die Allerveltsmoral, die der Durchschnittsmensch ohne Gewissensbisse praktiziere, und es sei wirklich nicht bloß kluge Berechnung sondern auch Nächstenliebe gewesen, was die Jesuiten abhielt, Beichtkinder von zweifelhafter Moralität die Absolution zu verweigern und sie dadurch nach dem orthodoxen Glauben der Hölle zu überliefern. Man habe auch die Umstände des Orts und der Zeit zu berücksichtigen. Escobar, der das Duell entschuldige, sei ein Spanier gewesen, und in Madrid habe man damals um jeder Kleinigkeit willen den Degen gezogen; der Hidalgo würde lieber hundertmal den Tod als eine ungerächte Verletzung seiner Ehre erduldet haben, wäre auch, hätte er anders handeln wollen, allgemeiner Verachtung anheimgefallen. (Ist es denn im heutigen Preußen viel anders?) Der Jansenismus habe alles verdammt, was dem Leben Reiz und Anmut verleiht, zum Beispiel den Frauenschmuck. Um wie viel menschlicher sei der Jesuitenpater La Moigne gewesen, der geschrieben hat: „Der Jugend verleiht die Natur das Recht, sich zu schmücken, indem sie selbst ihr den Blütenschmuck spendet. Ist jedoch die Jugend vorüber,

so soll man auch den künstlichen Schmuck ablegen; es wäre wunderbar und unzeitgemäß, Rosen auf dem Schnee zu suchen. Nur die Sterne dürfen ihr ununterbrochenes Ballfest feiern, denn sie sind ewig jung [darüber ist freilich die heutige Astronomie anderer Meinung]. Man soll also die Vernunft und einen guten Spiegel zu Rate ziehen, und wenn man wahrnimmt, daß Frühling und Sommer vorüber sind, sich der Vernunft und der Notwendigkeit fügen.“ Ich habe einmal über die Tartüfferie gespottet, mit der heute unter dem Beifall unsrer so überaus gottgläubigen und gottliebenden Presse den Jesuiten unter anderm daraus ein Verbrechen gemacht wird, daß sie die Absolution bei bloßer attritio, d. h. Reue aus Furcht vor der Hölle, spenden. Richelieu hat die Lehre, daß zur Lossprechung unbedingt contritio, d. h. Reue aus reiner, uneigennütziger Gottesliebe, erfordert werde, sogar als staatsgefährlich behandelt. Ludwig der Dreizehnte hatte eine schreckliche Angst vor der Hölle, und als er einmal in einem Erbauungsbuche gelesen hatte, daß man ohne Contritio nicht selig werden könne, versank er in einen Zustand der Niedergeschlagenheit, der ihn für Staatsgeschäfte unfähig machte. Richelieu gab ihm seinen eignen, für die Diözese Luçon verfaßten Katechismus, in dem die Attritio für ausreichend erklärt wird, und ließ den Dratorianergeneral de Condren kommen, um ihn wegen des Verfassers jenes Andachtsbuches, des Dratorianers Seguenot, zu verhören. Condren schob die Schuld auf Jean de Bergier de Hauranne, den Abt von Saint-Cyran, der die neue Lehre ausgeheckt habe, und Richelieu ließ beide, den Seguenot und den Saint-Cyran (so wird er gewöhnlich genannt) einsperren, um sie unschädlich zu machen. Der Mann ist gefährlicher als sechs Armeekorps, sagte er von Saint-Cyran.

Dieser war es nämlich, der die Damen und die Herren von Port-Royal zum Jansenismus bekehrte hatte. Man kann dieser Gesellschaft, die von den Jesuitenfeinden über Gebühr gefeiert worden ist, das Verdienst nicht abstreiten, in einer sittenlosen Zeit auf Sittenstrenge und ernste Lebensführung gedrungen und eine beträchtliche Anzahl junger Leute in ihrem Geiste erzogen zu haben. Jedoch abgesehen von ihren unannehmbaren Dogmen haben sie ihr Verdienst durch die Förderung der Bigotterie, des Fanatismus und der Schwärmerei verdunkelt. Das eine berühmte Dornwunder (eine Nichte Pascals litt an einem Augengeschwür, dessen plötzliche Entleerung dem in der Kirche von Port-Royal zur Verehrung ausgestellten vermeintlichen Dorn aus der Dornenkrone Jesu zugeschrieben wurde) wirkte ansteckend: überall geschahen Wunder, gerieten Nonnen in Ekstasen. Schließlich mischt sich immer der Teufel unter solche exaltierte Gesellschaften. In Loudun wurde das ganze Ursulinerinnenkloster verrückt; besessen, sagte man damals. Die zahlreichen Feinde des dortigen Pfarrers Grandier, eines hochbegabten und hochfahrenden Mannes, nahmen die Gelegenheit wahr und beschuldigten ihn, die Mädchen behext zu haben; nach einem langen Prozeß und schauerhaften Folterungen wurde der Verhaftete verbrannt. (Der Prozeß, ein Nonplussultra von Dummheit, Niedertracht,

Grausamkeit und Justizgreueln jeder Art, ist voriges Jahr ausführlich erzählt worden in dem Buche: Die Tortur, Geschichte der Folter im Kriminalverfahren aller Völker und Zeiten von Franz Helbing.) An dieser Untat war freilich Port-Royal nicht schuld, sie war zweiundzwanzig Jahre vor dem Dornwunder verübt worden. (Der Prozeß Grandier hatte 1632 bis 1634 gespielt.) Es soll mit dem „schließlich“ nur angedeutet werden, daß sich mit den der Gottheit zugeschriebnen Ekstasen regelmäßig Erscheinungen einzustellen pflegen, die sehr un göttlich aussehen, und die darum der Aberglaube auf den Teufel zurückführt, daß darum auch die in Port-Royal betriebne Mystik allerlei Unheil anrichten mußte. Gegen Ende des Jahrhunderts gab der Molinismus oder Quietismus der Schwärmeri neue Nahrung. Der in Rom lebende spanische Priester Molinos hatte ein Erbauungsbüchlein veröffentlicht, das die Konzentrierung der Seele im innerlichen Gebet und die Ruhe in Gott empfahl — nicht viel anders, als es viele andre asketische Autoren auch taten. Er hatte aber das Unglück, Leser und Leserinnen zu bekommen, die aus seinen Anleitungen eine Methode machten, seine Lehren übertrieben und gefährliche Folgerungen daraus zogen: Verwerfung aller äußerlichen Tätigkeit, Geringschätzung des Kultus, die Einbildung, daß die in Gott ruhende Seele für das, was ihr Leib tue, nicht mehr verantwortlich sei. Am eifrigsten wurde das Apostolat der so sich bildenden neuen Sekte von der Frau de la Motte Guyon betrieben. Sie wünschte Bossuet zum Beichtvater, dessen klarer Geist jedoch für Schwärmeri nicht empfänglich war. Er berichtet: „Ich fand, daß Gott dieser Dame ein solches Übermaß von Gnaden eingoß, daß sie buchstäblich davon zu plagen drohte. Man mußte sie, wenn der Gnadenguß kam, aufschnüren — und sie versäumte nicht zu erzählen, daß ihr einmal eine Herzogin diesen Liebesdienst erwiesen habe — und sie zu Bett bringen, worauf sich ihre Verehrerinnen neben sie setzten, um die von ihr ausströmende Gnade aufzufangen. Ich habe ihr geschrieben, daß ich ihr kraft meiner Autorität diese Art Gnadenvermittlung vorläufig, solange sie nicht amtlich geprüft ist, verbiete.“ Bossuet verwickelte sich durch seinen Widerstand gegen den Schwindel in den berühmten Streit mit dem der Mystik zuneigenden Fénelon, einen Streit, in dem „der Adler von Meaux“ die Vernunft und das Recht auf seiner Seite hatte, der edle Erzbischof von Cambrai dagegen, der die erfolgte Verurteilung des Molinismus seinen Diözesanen selbst verkündigte, seine Demut, seine unerschütterliche Gemütsruhe und seine lautere Nächstenliebe bewährte. Ein paar Jahrzehnte später, als Frankreich schon ganz frivol geworden und der Jansenismus zu einem bloßen Werkzeuge der politischen Opposition herabgesunken war, fielen die Weiber auf dem Grabe eines frommen jansenistischen Diakons, François de Paris, in Nervenkrämpfe. Die „Konvulsionärinnen“ führten die tollsten Komödien auf. Es gab unter ihnen des sauteuses, des aboyeuses, des miaulantes, solche, die beständig „Hilfe“ und „Mörder“ schrien, noch andre, die sich mit Füßen treten, mit Holzschienen

prügeln, kreuzigen oder verkehrt aufhängen ließen (was man heute bekanntlich Masochismus nennt). Wundersucht und Nervenkrampf verbreiteten sich aufs neue im Lande, und in der Provence kam es infolgedessen beinahe zu einem Bürgerkriege. Ein junges Mädchen, Fräulein Cadière, hatte Visionen und wirkte Wunder. Nachdem sie einen Jansenisten zum Beichtvater angenommen hatte, erhob sie gegen ihren frühern Beichtvater, den Jesuitenpater Girard, schreckliche Anklagen. Die Vornehmen hielten es mit dem Jesuiten, die gemeinen Leute mit der Cadière. Die Parteien wurden an manchen Orten handgemein, und weil es nicht gelang, Girards Verurteilung durchzusetzen, wurden die Richter, die für ihn gestimmt hatten, insultiert, die andern im Triumph durch die Straßen getragen; auf öffentlichen Plätzen wurden als Jesuiten verkleidete Strohpuppen verbrannt, und in Marseille mußte das bedrohte Jesuitenkolleg von der Obrigkeit vor dem wütenden Volke, das es in Brand stecken wollte, geschützt werden.

Desdevives führt richtig aus, daß, während die meisten Mönche durch nützliche Tätigkeit vor solchen Verirrungen bewahrt bleiben, die der Mehrzahl nach zur „Beschaulichkeit“ verurteilten Nonnen ihnen unvermeidlich verfallen und damit dann auch Mädchen anstecken, die außerhalb des Klosters leben. „Vom normalen Leben abgesperrt, suchen solche Personen im innern Leben, in der Meditation, in der Askese, in der Ekstase das, was ihnen fehlt. Mit diesen ungeheuern Anspannungen des Willens gelangen einzelne geniale Naturen auf den höchsten geistigen Gipfel des Seelenlebens. Die meisten jedoch verirren sich in ein Labyrinth von Grübeleien und Träumen, und manche fallen so tief, daß sie das Wort Pascals rechtfertigen, wer den Engel spielen wolle, werde leicht zur Bestie.“ Man dürfe der Kirche die Gerechtigkeit nicht versagen, daß sie die sogenannten Wunder immer mit äußerstem Mißtrauen betrachtet und behandelt und in den „Erleuchteten“ gewöhnlich zunächst nur Kranke gesehen habe. Die spanische Inquisition sei mit Wundertäterinnen und Visionärinnen in der Regel hart verfahren und habe sich keineswegs durch Leichtgläubigkeit versündigt. Wenn die kirchlichen Obrigkeiten vermeintliche Wunder anerkannten, so geschah es meist nur deswegen, weil von der Laienschaft ein solcher Druck auf sie ausgeübt wurde, daß ihnen die Klugheit nachzugeben gebot. Ähnlich verhielt es sich mit den neuen bedenklichen Andachten, zum Beispiel dem von der Margareta Maria Macoque eingeführten Herz-Jesu-Kult; diesen hat die Kurie auf das Drängen des Königs und der Königin von Polen und der Maria von Modena, Gemahlin des englischen Königs Jakob des Zweiten, gestattet und empfohlen.

Phantastische Jesuitenfeinde sehn in der Gesellschaft Jesu eine im Geheimen arbeitende Verschwörerbande, die in alle Familien- und Staatsgeheimnisse eindringe und durch ihre im Laienstande verharrenden, als solche dem Publikum unbekanntem Affilierten ihre Hand in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten habe und namentlich die Erbschleicherei betreibe. Wenn man den Quellen,

die Desdeviſes angibt, trauen darf, hat es in Frankreich wirklich eine ſolche, nur nicht erbſchleichende, Geſellſchaft gegeben: die vom Herzog von Ventadour in den vierziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts geſtiftete Compagnie du Saint Sacrement. Sie ſei ſo geheim geblieben, daß die von ihr an unſichtbaren Fäden geleiteten Obrigkeiten von ihrer Exiſtenz nichts wußten. Die Idee war groß und ſchön: einen Generalſtab zu ſchaffen, der alle zur Ehre Gottes „und des Heiligen Sacraments“ unternommen guten Werke einheitlich organiſierte. Daß die Stifter die Form einer geheimen Geſellſchaft und als Mittel die Intrige, die Spionage und die Denunziation wählten, erkläre ihre Eigenſchaft als Politiker zur Genüge. „Sie kamen vom Hofe und brachten von dort die Diplomaten-gewohnheiten und Methoden mit. Der Hof iſt die Heimat der Intrige, der Ort, wo außer dem Hofnarren des Königs kein Menſch das Recht hat, die Wahrheit zu ſagen; wo nicht allein die Worte, ſondern auch die Geſichter lügen, wo niemand ſich eines aufrichtigen Freundes rühmen kann, wo ſich unter den feiſten Formen die abſcheulichſten Leidenschaften verbergen. In einem ſolchen Milieu kann ein Ziel nur erreicht werden, wenn man ſchweigend zu beobachten und ſeine Abſichten zu verbergen verſteht.“ Die Kompagnie hatte überall ihre Spione und Werkzeuge, leitete durch ſie die Obrigkeiten, ließ Dirnen einſperren, Gottesläſterer grauſam beſtrafen, Ketzer aufſpüren. Die Wohlthaten, die ſie den Armen ſpendete, gebrauchte ſie als Erziehungs-mittel; wer ſich nicht durch Rechtgläubigkeit und ſittliches Wohlverhalten des Almoſens würdig erwies, der wurde in ſeinem Elend gelaffen. Desdeviſes findet das abſcheulich, verwerflich; den Hungrigen ſpeiſen, den Nackten kleiden, ſei Chriſtenpflicht und dürfe nicht zu einem Herrſchaftsmittel gemißbraucht werden, berech-tigt nicht dazu, dem Armen unerbetne Ratschläge zu erteilen. Die Organifatoren unſrer heutigen kommunalen Armenpflege ſind darin anderer Anſicht; ſie verfahren wie die Kompagnie, nur daß ſie ihre Armen bloß zur Sittlichkeit und zur Arbeit, nicht auch zur Rechtgläubigkeit anzuhalten pflegen. Die Kompagnie war ſo unklug, Colbert Oppoſition zu machen, als dieſer aus volkwirtschaftlichen Gründen die Zahl der Kloſterleute und der Feiertage zu vermindern unternahm; ſie zog den kürzern und löſte ſich auf. Manche hätten geglaubt, Molière habe ſie im Tartüffe geißeln wollen; das ſei nicht richtig; dieſer Schuſt habe mit der Kompagnie keine Ähnlichkeit; er ſei überhaupt kein Porträt, ſondern eine rein literariſche Schöpfung, ein Gemisch aus Janſenismus, Jeſuitismus, gewöhnlicher Scheinheiligkeit und niedrigen Laſtern. Aber Molière habe damit allerdings das Volksgewiſſen zum Widerſtande gegen alle dergleichen un-gesunde Gemütszuſtände geweckt.

